



SUSAN HILL

Wieviel Schritte
gibst du mir?

Weltbild

Weil der elfjährige Edmund nicht allein mit seinem Vater in einer düsteren Villa aufwachsen soll, zieht Mrs. Kingshaw mit ihrem Sohn Charles bei ihnen ein. Edmund erstarrt in Hass. Planmäßig beginnt er den »Spielkameraden« zu schikanieren - und was die Erwachsenen für kindliche Streiche halten, erweist sich als Szenario des Schreckens ...

Die Geschichte eines gnadenlosen Machtkampfes zwischen zwei sehr jungen Menschen.

Susan Hill

Wieviel Schritte gibst du mir?

Roman

Aus dem Englischen von Ellen Krahe

Weltbild

Die Autorin

Susan Hill begann bereits als Teenager zu schreiben. Sie hat zahlreiche Romane, Jugendbücher, Hörspiele und Sachbücher veröffentlicht. In Deutschland wurde sie bekannt durch »Rebeccas Vermächtnis«, die Fortsetzung des Romans »Rebecca« von Daphne Du Maurier. Susan Hill ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in Oxford.

Die englische Originalausgabe erschien 1970 unter dem Titel I'm the king of the castle.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1970 by Susan Hill

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG

Übersetzung: Ellen Krahe

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-825-6

Für Christopher
und Deb Sinclair-Stevenson

Vor drei Monaten war seine Großmutter gestorben, und danach waren sie in dieses Haus gezogen. »Ich will dort nicht wieder wohnen, bevor es mir gehört«, hatte sein Vater gesagt. Doch der alte Mann lag nach seinem zweiten Schlaganfall ein Stockwerk höher im Bett und lebte noch, machte aber keine Mühe.

Man brachte den Jungen zu ihm.

»Du musst dich nicht fürchten«, sagte sein Vater nervös, »er ist ein sehr alter Mann und ist nun sehr krank.«

»Ich fürchte mich nie.« Und das war auch die Wahrheit, obwohl sein Vater es nicht geglaubt hätte.

Joseph Hooper fand, dass es sehr rührend wäre, wenn drei Generationen zusammenlebten, eine davon auf dem Totenbett, der älteste Sohn des ältesten Sohnes des ältesten Sohnes. Denn in seinem mittleren Alter hatte er ein Gefühl für Dynastien entwickelt.

Aber es war nicht rührend. Der alte Mann hatte geröchelt, hatte etwas gesabbert und war nicht aufgewacht. Das Krankenzimmer roch säuerlich.

»Ach ja«, hatte Mr Hooper gesagt und dabei gehustet, »er ist wirklich sehr krank. Aber ich bin froh, dass du ihn gesehen hast.«

»Warum?«

»Na – weil du sein einziger Enkel bist. Sein Erbe vermutlich. Ja. Es gehört sich so.«

Der Junge sah zum Bett hinüber. Seine Haut ist schon tot, dachte er, sie ist alt und vertrocknet. Aber er sah, dass die Knochen der Augenhöhlen und der Nase und des Kiefers durchschimmerten. Alles an ihm, von den Haarstoppeln bis zu dem gefalteten Bettlaken, war bleich und grauweiß.

Edmund Hooper sagte: »Er sieht genauso aus wie einer seiner toten, alten Nachtfalter.«

»So spricht man nicht! Du musst Ehrfurcht haben.«

Sein Vater hatte ihn hinausgeführt. Allerdings kann auch ich erst jetzt Ehrerbietung zeigen, dachte er, und mich meinem Vater gegenüber angemessen benehmen, weil er stirbt, er ist fast schon fort von mir.

Edmund Hooper ging die große Treppe in die getäfelte Halle hinunter; er hielt nichts von seinem Großvater. Aber später erinnerte er sich an das nachtfalterähnliche Weiß der sehr alten Haut.

Und nun waren sie umgezogen; Joseph Hooper war Herr in seinem eigenen Haus.

Er sagte: »Ich werde oft in London sein. Ich kann nicht die ganze Zeit hier wohnen, auch nicht in deinen Ferien.«

»Das wäre doch nichts Neues, nicht?«

Er wich dem Blick seines Sohnes gereizt aus. Ich tue mein Bestes, dachte er, aber es ist keine leichte Aufgabe, ohne eine Frau neben mir.

»Na, wir werden uns etwas überlegen«, sagte er, »ich werde dafür sorgen, dass du einen Freund bekommst und jemanden, der in diesem Haus für uns sorgt. Es muss bald

etwas geschehen.«

Ich will nicht, dass etwas geschieht, keiner soll hierherkommen, dachte Edmund Hooper, als er unter den Eiben am Ende des Gartens entlangging.

»Du solltest lieber nicht in das Rote Zimmer gehen, ohne mich zu fragen. Ich werde den Schlüssel hier bei mir behalten.«

»Ich würde da nichts anrichten, warum kann ich nicht reingehen?«

»Ach – da sind recht viele wertvolle Dinge. Das ist alles. Wirklich.« Joseph Hooper seufzte, er saß an seinem Schreibtisch in dem Zimmer, das auf den Rasenplatz hinausging. »Und – ich glaube nicht, dass es ein Raum ist, der dich interessiert.«

Fürs Erste sollte das Haus so bleiben, wie es war, bis er entscheiden konnte, von welchen Möbeln er sich trennen und welche von ihren eigenen er herbringen wollte.

Er blätterte unruhig in den Papieren auf seinem Tisch, er fühlte sich von ihnen bedrückt und wusste nicht, wo er anfangen sollte. Obwohl er an Schreibarbeiten gewöhnt war. Aber die Angelegenheiten seines Vaters waren ungeordnet hinterlassen worden, er war beschämt über das Drum und Dran des Todes.

»Kann ich denn jetzt den Schlüssel haben?«

»Darf ...«

»Gut.«

»Den Schlüssel für das Rote Zimmer?«

»Ja.«

»Na also ...«

Mr Joseph Hooper langte nach der kleinen Schreibtischschublade, die unter der war, wo der Siegellack aufbewahrt wurde. Aber dann sagte er: »Nein, nein, du solltest wirklich lieber in der Sonne Cricket spielen gehen, Edmund, oder so etwas Ähnliches. Du hast schon alles im Roten Zimmer gezeigt bekommen.«

»Es ist niemand da, mit dem ich Cricket spielen kann.«

»Na, das wird sich bald ändern, du sollst einen Freund bekommen.«

»Außerdem mag ich Cricket nicht.«

»Edmund, mach bitte keine Schwierigkeiten, ich habe eine Menge zu tun, ich kann keine Zeit für törichte Auseinandersetzungen verschwenden.«

Hooper ging hinaus und wünschte, er hätte nichts gesagt. Er wollte nicht, dass etwas geändert würde, niemand sollte hierherkommen.

Aber er wusste, wo der Schlüssel zu finden war.

Er ist wie seine Mutter, dachte Mr Hooper. Er hat die gleiche Art, dass er nichts erklären mag und Geheimnisse hat, den gleichen harten und kühlen Blick. Vor sechs Jahren war Ellen Hooper gestorben. Die Ehe war nicht glücklich gewesen. Wenn sein Sohn, der ihr so ähnlich sah, fort war in der Schule, gab es oft Zeiten, wo es ihm schwerfiel, sich daran zu erinnern, wie sie ausgesehen hatte.

Joseph Hooper wandte sich wieder der Beantwortung des Briefes zu, der auf seine Anzeige hin gekommen war.

Das Haus, das Warings hieß, hatte der Urgroßvater des Jungen gebaut, es war also

nicht sehr alt. Zu jener Zeit war das Dorf sehr groß gewesen, und der erste Joseph Hooper hatte viel Land besessen. Jetzt war das Dorf kleiner geworden, die Leute waren in die Städte abgewandert, und es hatte wenige Zuwanderer gegeben und wenig neue Gebäude. Derne ähnelte nun einem alten, geschäftigen Hafen, von dem die Küste abgerückt war. Das ganze Land der Hooper war Stück für Stück verkauft worden. Aber Warings stand noch, es war auf einem Abhang gebaut, der sich hinter dem Dorf erhob, und es lag ziemlich weitab von allen andern Häusern.

Der erste Joseph Hooper war Bankier gewesen und hatte es schon zu etwas gebracht, als er, mit dreißig Jahren, das Haus gebaut hatte. »Ich schäme mich nicht darüber«, hatte er seinen Freunden in der City erzählt. Und er hatte auch wirklich mehr dafür ausgegeben, als er sich eigentlich leisten konnte. Er hoffte hineinzuwachsen, so wie ein Kind in übergroße Schuhe hineinwächst. Er war ein ehrgeiziger Mann. Er hatte eine jüngere Tochter aus niederem Adel als seine Braut hierher gebracht und begann, eine Familie zu gründen und seine Stellung zu festigen, sodass er sich das Haus leisten konnte, das er gebaut hatte. Seine Erfolge hatten ihm aber keinen Gewinn erbracht, sodass er Stück für Stück von dem umliegenden Land, das ihm gehörte, wieder verkauft hatte.

»Das ist die Geschichte von Warings«, hatte der jetzige Joseph Hooper seinem Sohn erzählt, als er ihn feierlich durch das Haus führte. »Du solltest sehr stolz sein.«

Er sah nicht ein, warum. Es war ein gewöhnliches Haus, er hielt es für ein hässliches Haus, nichts, mit dem man prahlen konnte. Aber der Gedanke, dass es seines war, der Gedanke an eine Familientradition gefiel ihm.

Sein Vater sagte: »Du wirst schon noch verstehen, was es bedeutet, ein Hooper zu sein, wenn du erst älter bist.«

Obwohl er dachte, was bedeutet es denn wirklich, ihm selbst bedeutete es nur wenig. Und er schreckte vor dem Ausdruck in den Augen seines Sohnes zurück, vor seinem wissenden Blick. Er war der Sohn seiner Mutter.

Warings war hässlich. Es war völlig ohne Reiz, ziemlich groß und sehr verwinkelt, aus dunkelroten Ziegelsteinen gebaut. Vor der Hausfront und zu beiden Seiten breitete sich der Rasen aus, der zu dem Kiesfahrweg hin abfiel und dann zu einem Pfad, es gab keine Bäume oder Blumenbeete, die das kahle Grün belebten. Den Fahrweg entlang und hinter dem Haus drängten sich zwischen den Eiben die großen Rhododendronbüsche.

Die Eiben hatten hier schon gestanden, bevor das Haus Warings um sie herum gebaut wurde, denn der erste Joseph Hooper hatte ihre Festigkeit und Undurchdringlichkeit bewundert sowie die Tatsache, dass sie so langsam wuchsen und die langlebigsten Bäume waren. Er hatte auch die Rhododendronbüsche gepflanzt, durchaus nicht wegen ihrer kurzen, eindrucksvollen Farbenpracht im Mai und Juni, sondern wegen ihrer dunkelgrünen, lederartigen Blätter und ihrem zähen Stamm, ihrem kräftigen Aussehen. Er liebte ihre gedrungene Form, wie sie sich vom Ende der Einfahrt aus darstellte.

Drinne im Haus war alles so, wie man es erwartete, die hohen Räume mit den schweren Schiebefenstern, die eichengetäfelten Wände und Türen und das eichene Treppenhaus, die massiven Möbel. Man hatte wenig an der ursprünglichen Einrichtung verändert.

Joseph Hooper hatte einen Teil seiner Kindheit, bevor er in die Schule kam, und seine Ferien in diesem Haus verbracht, er hatte es nicht gemocht, er hatte keine guten Erinnerungen an Warings. Doch jetzt, als er einundfünfzig war, gestand er sich ein, dass er ein Hooper war, der Sohn seines Vaters, und so hatte er angefangen, die Gediegenheit und das Düstere zu bewundern. Er dachte: »Es ist ein anziehendes Haus.«

Denn er wusste, dass er selbst ein kraftloser Mensch ohne jede Stärke oder imposante Eigenschaft war, ein Mann, den man mochte und den man gewähren ließ, aber den man nicht sonderlich beachtete, ein Mann, der versagt hatte – aber nicht dramatisch wie jemand, der aus großer Höhe stürzt und dadurch Aufmerksamkeit erregt. Er war ein langweiliger Mensch, ein Mensch, der durchkam. Er dachte, ich kenne mich selbst und bin deprimiert über das, was ich weiß. Aber jetzt, nachdem sein Vater tot war, konnte er vor diesem Haus so bestehen, dass es ihm Bedeutung wie auch Rückhalt verlieh, er konnte von »Warings – mein Haus auf dem Lande« sprechen, und das entschädigte ihn für vieles.

Ein schmaler Pfad führte zwischen den Eibenbäumen zu einem kleinen Wäldchen. Das und ein Feld dahinter waren alles, was heute von dem Land der Hoopers übrig geblieben war.

Vom Zimmer des Jungen, hoch oben an der Rückfront des Hauses, konnte man auf das Dickicht blicken. Er hatte es sich ausgesucht.

Sein Vater hatte gesagt: »Schau dir doch die andern Zimmer an, sie sind so viel größer und heller. Du solltest dir lieber das alte Spielzimmer nehmen.« Aber er wollte dieses haben, ein schmales Zimmer mit einem großen Fenster. Über ihm war nur das Dachgeschoss.

Als er jetzt aufwachte, sah er einen riesigen Mond, sodass er zuerst dachte, es dämmere schon und er hätte die Gelegenheit verpasst. Er stand auf. Ein leichter, anhaltender Windzug wehte durch die Zweige der Eiben und durch die Ulmen und Eichen im Wäldchen, und er hörte das hohe Gras auf dem Feld rauschen. Das Mondlicht, das durch einen schmalen Spalt zwischen zwei Bäumen drang, fiel auf den Bach, der mitten durch das Feld floss, sodass man ab und zu, wenn die Zweige sich bewegten, einen Schimmer von Wasser sah. Edmund Hooper sah hinunter. Die Nacht war sehr warm.

Draußen auf dem Flur war kein Mondlicht, und er tastete sich in der Dunkelheit vorwärts, zuerst durch das mit Teppichen ausgelegte obere Treppenhaus und dann über die letzten beiden Treppen mit dem bloßen, polierten Eichenboden. Er ging ganz überlegt und sicher seinen Weg, und er hatte keine Angst. Man hörte nichts aus dem Zimmer, wo sein Vater schlief. Mrs Boland kam nur während des Tages her. Mrs Boland mochte Warings nicht. Sie sagte, es sei zu dunkel und röche unbewohnt und nach alten Sachen, wie ein Museum. Deshalb hatte sie angefangen, Licht und frische Luft hereinzulassen, wo sie nur konnte. Aber Derne lag sehr tief, und die Luft in jenem Sommer war stickig und ruhig.

Hooper durchquerte die große Diele, auch hierher kam kein Mondlicht, weil sie nach vorne hinaus lag. Hinter ihm legte sich das Knarren der Holztreppe, über die er gekommen war.

Zuerst konnte er nicht feststellen, welcher Schlüssel es sein könnte. Da lagen drei

zusammen in der linken Schublade. Aber einer war länger und hatte einen roten Farbklecks am Rand. Rote Farbe für das Rote Zimmer.

Es lag auf der Rückseite des Hauses und ging auf das Gehölz hinaus, sodass er es, als er die Tür öffnete, im vollen Mondlicht sah, fast taghell, obwohl man am Tage immer das Licht anzünden musste, weil die Eibenzweige vor den Fenstern hingen.

Hooper trat ein.

Der Raum war von dem ersten Joseph Hooper als Bibliothek geplant worden, da standen noch an allen Wänden die Vitrinen, die vom Boden bis zur Decke reichten, mit Büchern gefüllt. Aber hier las nie jemand etwas. Nicht einmal der erste Joseph Hooper hatte es getan.

Edmund Hooper hatte sich die Titel von einigen Büchern angeschaut, damals, als man ihn hierher brachte, damit er seinen sterbenden Großvater sah, aber sie hatten ihn nicht interessiert. Es waren gebundene Jahrgänge von »Banker's Journal« und »Stockbroker's Gazette« und Gesamtausgaben von viktorianischen Romanschriftstellern, die nie aufgeschlagen worden waren.

Sein kürzlich verstorbener Großvater hatte begonnen, das Rote Zimmer zu benutzen. Er war Schmetterlingssammler gewesen; er hatte das Zimmer mit Schaukästen für Nachtfalter und Schmetterlinge gefüllt. Es war wie ein Raum in einem Museum, denn hier lag kein Teppich auf dem polierten Eichenboden, und die Schaukästen standen in zwei langen Reihen, von einem Ende bis zum andern. Es gab auch flache Schubladen mit Insekten, die man aus Nischen in den Wänden herausziehen konnte.

»Dein Großvater war einer der bedeutendsten Sammler seiner Zeit«, hatte Joseph Hooper gesagt, als er den Jungen herumführte. »Er war in der ganzen Welt bekannt und geachtet. Diese Sammlung ist sehr viel wert.«

Aber was für einen Nutzen hat sie wirklich, dachte er, welchen Nutzen, warum sollte ich sie nicht verkaufen? Er hasste sie zutiefst. In seiner Kindheit war er im Sommer Nachmittag für Nachmittag hierher gebracht und durch den Raum geführt worden, von Vitrine zu Vitrine, man hatte ihm Vorlesungen gehalten und ihn belehrt, er hatte zusehen müssen, wie die Insekten aus den giftig riechenden Flaschen mit Pinzetten herausgenommen und ausgebreitet und dann durch ihren Hornpanzer mit einer Nadel auf einen Karton gespießt wurden.

Sein Vater hatte gesagt: »Dies wird alles dir gehören, du musst den Wert von dem kennenlernen, was du erben wirst.«

Er hatte nicht gewagt, dagegen aufzubegehren, er war in den Ferien immer in das Rote Zimmer gegangen und hatte Interesse geheuchelt und Kenntnisse erworben und seine Furcht verborgen. Bis er schließlich, als er älter wurde, Entschuldigungen fand, um seine Ferien nicht zu Hause verbringen zu müssen.

»Es ist leicht für dich, es abzulehnen und die Schultern zu zucken«, hatte sein Vater gesagt, als er merkte, was er davon hielt. »Du erkennst nicht, was ein Mann hier geleistet hat. Ich bin eine international anerkannte Autorität, aber dir imponiert das nicht. Gut, dann möchte ich erleben, wie du dir selbst auf irgendeinem Gebiet einen Namen machst.«

Joseph Hooper hatte gewusst, dass ihm das nie gelingen würde.

Er versuchte, sein Gewissen etwas zu beruhigen, indem er seinen Sohn belehrte. »Es ist wunderbar für einen Menschen, auf diese Art weltberühmt zu werden«, sagte er. »Sein Leben lang hat dein Großvater seine ganze freie Zeit dafür hingegeben – es war nämlich nicht sein Beruf, sondern nur sein Hobby, und er war beruflich sehr eingespannt. Alle Energie, die er übrig hatte, verwandte er darauf, diese Sammlung aufzubauen.«

Sollte ein Junge denn nicht stolz auf die Bedeutung seiner Familie sein?

Edmund Hooper war durch das Rote Zimmer gegangen und hatte alles genau angesehen und nichts gesagt.

»Ich habe gesehen, wie du Schmetterlinge in Marmeladengläsern und dergleichen fängst«, sagte Joseph Hooper.

»Ich finde, das ist doch wohl ein Zeichen von Interesse, ich glaube fast, dass du mehr in seinen Spuren wandeln wirst, als ich es jemals tat.«

»Die Schmetterlinge waren nur so eine Mode im letzten Semester. Wir fingen Larven und beobachteten, wie sie ausschlüpften. Jetzt ist keiner mehr dran interessiert.«

Er ging zum Fenster und sah in das Gehölz, das von dem ersten schweren Sommerregen gepeitscht wurde. Er sagte nicht, ob ihn die steifen Falter in ihren Schaukästen interessierten oder nicht.

»Warum hast du mir das nicht schon früher gezeigt?«

»Du warst hier – du wurdest als Baby hierher gebracht.«

»Das ist Jahre her.«

»Ja – allerdings.«

»Du warst wohl damals mit Großvater zerstritten.«

Joseph Hooper seufzte. »So was sagt man nicht, damit brauchen wir uns jetzt nicht zu beschäftigen.«

Aber er verstand ein wenig, als er den Jungen ansah, wie es seinem eigenen Vater gegangen war, er fühlte das Bedürfnis, etwas wiedergutzumachen. Ich bin kein harter Mann, dachte er, ich muss meinem eigenen Sohn gegenüber mehr nachsehen, als er es mir gegenüber musste. Er wusste wohl, dass er von Anfang an versagt hatte bei dem Versuch, Edmund für sich zu gewinnen.

Der kleine Schlüssel, der zu allen Vitrinen passte, wurde in einer Bibel auf einem der unteren Regale aufbewahrt.

Zuerst ging Hooper leise in dem Raum auf und ab und besah sich alle Falter, die auf weißem Karton ausgebreitet waren, und die Etikette darunter. Die Namen gefielen ihm – Falken-Falter, Lakai-Falter, Glanzstoffalter. Er las sich einige leise vor. Kalt schien der Mond durch das Fenster aufs Glas.

Oberhalb der hölzernen Wandtäfelung des Roten Zimmers hingen die Tiere, der Hirschkopf mit seinem Geweih, das über den Eingang ragte, die Behälter mit grauen Fischen vor dem gemalten Hintergrund von Tang und Wasser, und die ausgestopften Körper von Wiesel, Hermelin und Fuchs, mit Glasaugen und in gekünstelten Stellungen. Wegen der langen, letzten Krankheit des alten Mannes und der Nachlässigkeit der Haushälterin waren sie schon lange nicht gereinigt worden. Mr Hooper hatte gesagt, dass die Tiere verkauft werden sollten, die Familie konnte auf sie nicht stolz sein, sie waren

alle von dem ersten Joseph Hooper gekauft worden, der seine Bibliothek in der Art eines Sportsmannes hatte ausstatten wollen.

Hooper blieb vor einem Kasten am hintersten Ende des Raumes stehen, neben dem vorhanglosen Fenster. Er schaute auf die flachen, zerbrechlichen Gestalten hinunter. Er war fasziniert, sie erregten ihn. Er steckte den kleinen Schlüssel ins Schloss und hob den Glasdeckel hoch. Er war sehr schwer und ließ sich kaum bewegen, weil er lange nicht benutzt worden war. Eine Wolke verbrauchter, stickig riechender Luft schlug ihm entgegen.

Der allergrößte Falter lag in der Mitte des Kastens – »Acheroptia atropos« – er konnte gerade noch die Schrift auf der Pappe entziffern, die Tinte war in der Sonne zu einem Dunkelgelb verblasst. »Totenkopfschwärmer«.

Er streckte seine Hand aus, legte seinen Finger unter den Stecknadelknopf und zog sie aus dem dicken, gestreiften Körper heraus. Sofort löste sich der ganze Falter, der nun schon seit Jahren tot war, auf und zerfiel zu einem weichen, formlosen Haufen von dunklem Staub.